



Leseprobe

Hasnain Kazim

Mein Kalifat

Ein geheimes Tagebuch, wie ich das Abendland islamisierte und die Deutschen zu besseren Menschen machte

Bestellen Sie mit einem Klick für 13,00 €



Seiten: 288

Erscheinungstermin: 13. September 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Endlich da: die Islamisierung des Abendlands!

Hasnain Kazim ist nicht nur Journalist und Bestsellerautor, vor einigen Jahren hat er sich auch eine zweite Identität zugelegt – als Kalif. Das war seine nicht ganz ernst gemeinte Antwort auf die permanenten Ängste von Menschen vor einer »Islamisierung des Abendlandes« und auf Dauervorwürfe von Rechtsextremisten, er sei in Wahrheit ein »Islamist«, der »Deutschland islamisieren« wolle. Doch schnell stellte Hasnain Kazim fest, dass sich seine Kalifatspläne verselbständigten: In den sozialen Medien und bei Lesungen huldigten Fans ihrem weisen Kalifen, sie wollten Wesir oder Mitglied des Harems werden. Viele fragten sehnsüchtig, wann denn nun das Kalifat ausgerufen werde. Die gute Nachricht: Es ist endlich soweit! Und die noch bessere Nachricht: Der Kalif hat dabei ein geheimes Tagebuch geführt...



Autor

Hasnain Kazim

Hasnain Kazim ist gebürtiger Oldenburger und Sohn indisch-pakistanischer Einwanderer. Er wuchs im Alten Land, vor den Toren Hamburgs, und in Karatschi in Pakistan auf, studierte Politikwissenschaften und schlug eine Laufbahn als Marineoffizier ein. Er liebt Grünkohl und Curry, aber nicht zusammen. Das journalistische Handwerk lernte er im Schwäbischen, bei der »Heilbronner Stimme«, schrieb unter anderem für das dpa-Südasiabüro in Delhi und von 2004 bis 2019 für den SPIEGEL und SPIEGEL ONLINE, die meiste Zeit

Für Janna und Seth

uns in seinem Sachbuch Erfundenes unterjubelt!« Umgekehrt ist es richtig: Ich habe Fiktion mit Sachbuchelementen ausgeschmückt.

Gerade deshalb ist dies kleine Buch eines, das jedermann lesen müsste, ob hochgestellt oder niedrig, weise oder einfältig, gelehrt oder ununterrichtet, denn es wendet sich an jedermann; und dies ist ein Buch, das jedermann nicht bloß lesen, sondern sorgfältig studieren, innerlich nacherleben, am besten Wort für Wort auswendig lernen sollte. Denn es ist eines der schönsten Denkmäler menschlicher Höhen und Tiefen, Größe und Demut.

»... die Lüge spannt frech ihre Flügel und die Wahrheit ist vogelfrei; die Kloaken stehen offen und die Menschen atmen ihren Stank ein wie einen Wohlgeruch.«

(Stefan Zweig, im Briefwechsel mit Thomas Mann, 18. April 1933)

»Die meisten Menschen legen ihre Kindheit ab wie einen alten Hut. Sie vergessen sie wie eine Telefonnummer, die nicht mehr gilt. Früher waren sie Kinder, dann wurden sie Erwachsene, aber was sind sie nun? Nur wer erwachsen wird und ein Kind bleibt, ist ein Mensch.«

(Erich Kästner)

»Lasst uns kämpfen für eine neue Welt, für eine anständige Welt, die jedermann gleiche Chancen gibt, die der Jugend eine Zukunft und den Alten Sicherheit gewährt.«

(Charlie Chaplin)

»Für ein Kalifat, in dem wir gut und gerne leben.«

(Angela Merkel)

Tagebucheintrag des Kalifen

[undatiert, dem Inhalt nach
wahrscheinlich verfasst Ende 1983]

Liebes Tagebuch, mein 9. Geburtstag war sehr schön. Es waren sehr viele Freunde da. Wir haben Kuchen gegessen. Mama hat einen Schokoladenkuchen gebacken. Den, den ich sehr gerne mag. Stefan hat mir eine Knallpistole geschenkt, wo man rote Ringe reintut und es so schön knallt und riecht, wenn man schießt. So eine habe ich mir lange gewünscht. Früher hätte ich die benutzt, um nachts zur Toilette zu gehen. Ich dachte immer, es wohnt ein Monster in unserer Holztruhe. Das kommt dann heraus, zieht mich in die Truhe, und ich bin verschwunden. Ich finde es immer noch unheimlich, nachts über den Flur zu gehen, aber natürlich weiß ich, daß es keine Monster gibt. Hätte dort bloß in echt ein Monster gewohnt! Dann hätte ich nicht umsonst so viele Jahre lang mit dem Pinkeln gewartet (und mir manchmal in die Hose gemacht)! Dann hätte meine Angst wenigstens Sinn gemacht!

Wie alles anfang – die Legende

Der Mann mit dem langen Bart und dem grotesk bunten Kaftan steht auf dem Theaterplatz, vor der Semperoper, und tippt auf sein Tablet.

»Ich bin dein Kalif. Du sollst keine anderen Kalifen haben neben mir«, schreibt er. Er lächelt vor sich hin. Die Leute werden jetzt bestimmt vermuten, der Kazim sei völlig durchgeknallt, denkt er. Für wen hält sich der eigentlich?! Aber, denkt er weiter, die Leute sind doof. Natürlich nicht Sie, verehrte Leserinnen und Leser, denn Sie erinnern sich ja noch ganz genau an Ihren Deutschunterricht, wo Ihnen eingebläut wurde: Der Autor ist nicht der Erzähler! Sollten Sie das vergessen haben, hier noch einmal extra für Sie: Der Autor ist nicht der Erzähler!

Hoffentlich lassen mich die Leute bloß mit diesem Autor Kazim in Ruhe, denkt der Kalif weiter, denn der ist ja wirklich nicht mehr ganz dicht: Glaubt, er habe mich, den Kalifen, »erfunden«. Redet ständig von »meiner Figur«. Idiot.

Der Kalif schüttelt kaum merklich den Kopf, er seufzt, dann konzentriert er sich wieder auf sein Tablet, die Stein-
tafel der Neuzeit. Also von vorne: »Ich bin dein Kalif. Du

Er vertippt sich mehrmals, trotz seiner filigranen Finger, die flink, aber präzise über das Tablet fliegen. »Beschissene Touchscreentastatur!«, murmelt er. Er öffnet eine neue Seite, klickt auf die Diktierfunktion und spricht:

»Und es ging hin ein Mann und traf eine Frau. Und sie ward unehelich schwanger und gebar einen Sohn. Damals sagte man in einem solchen Fall noch: Oh Schande, oh Schmach! Und als sie sah, dass es ein feines Kind war, verbarg sie es drei Monate. Als sie es aber nicht länger verbergen konnte, nahm sie einen Amazon-Karton und kleidete ihn mit Luftpolsterfolie und Klebeband aus und legte das Kind hinein und setzte das Kästlein in das Schilf am Ufer der Elbe.

Und die Tochter des Ministerpräsidenten ging hinab und wollte baden in der Elbe, und ihre Gespielinnen gingen am Ufer hin und her. Und als sie das Kästlein im Schilf sah, sandte sie ihre Magd hin und ließ es holen. Und als sie es auftat, sah sie das Kind, und siehe, das Knäblein weinte. Da jammerte es sie, und sie sprach: Es ist eins von den Wessi-Kindern. Da sprach die Magd: Soll ich hingehen und eine der Wessi-Frauen rufen, die da stillt, dass sie dir das Kindlein stille? Die Tochter des Ministerpräsidenten sprach zu ihr: Geh hin. Die Magd ging hin und rief die Mutter des Kindes. Da sprach die Tochter des Ministerpräsidenten zu ihr: Nimm das Kindlein mit und stille es mir; ich will es dir lohnen. Die Frau nahm das Kind und stillte es.

Und als das Kind groß war, brachte sie es der Tochter des Ministerpräsidenten, und es ward ihr Sohn, und sie nannte ihn Kasimir, denn sie sprach: Ich habe ihn aus dem Wasser ge-

Wie alles anfang – die Wahrheit

Jede Geschichte hat zwei Seiten, selbst heilige Geschichten.

Das Kalifat ist ein ehrliches Kalifat, der Kalif möchte eine offene, transparente, tolerante, liberale, demokratische Gesellschaft. Das vorherige Kapitel ist für die Frommen. Damit im Kalifat aber kein Streit entsteht zwischen der »So steht es aber in der Heiligen Schrift!«-Fraktion und der »Nur die Gesetze der Wissenschaft zählen!«-Truppe, hier die Geschichte für die Letzteren: die ungeschminkte, wissenschaftlich korrekte Wahrheit über die Entstehung des Kalifats. Fakten, Fakten, Fakten!

Ein junger, gut aussehender Mann sitzt im Eurocity von Berlin nach Prag. Er will nach Hause, nach Wien. In Prag hat er eine gute Stunde Aufenthalt, genug Zeit, um dort *Vepřo-knedlo-zelo* zu essen, Schweinebraten, Knödel, Sauerkraut.

Berlin hat ihn erschöpft. Dabei ist nicht einmal etwas passiert. Er war nur einen Tag da, zu einer Lesung. Rein, lesen, eine Nacht im Hotel, raus. Der Busfahrer hat ihn angepampt, weil er das Busticket vom Hotel zum Bahnhof mit einem Fünfzig-Euro-Schein bezahlen wollte. »Größer hamses nich, wa?!« Der junge Mann ist ein höflicher Mensch, er kramt in seinem

Portemonnaie herum und sucht nach passendem Kleingeld. Der Busfahrer sagt: »Also, wir ham nich ewich Zeit!«, und noch während der junge Mann in seiner Geldbörse wühlt, drückt der Busfahrer aufs Gaspedal. Der junge Mann fliegt ruckartig nach hinten und stößt sich den Kopf an einer Haltestange. Sein Portemonnaie wird ihm aus der Hand geschleudert, die Münzen verteilen sich im Bus. Er sammelt die Geldstücke ein, die er auf die Schnelle finden kann, reibt sich die schmerzende Stelle an der Stirn und sucht sich einen freien Platz.

Berlin verlangt einem echt viel ab, denkt er, während er aus dem Fenster blickt. Graue Hauswände, viele Graffiti, aber nicht von der schönen Sorte wie in seiner Heimatstadt Wien, wo manche Wände kunstvoll verziert sind, sondern hässliches Zeug. »Nichtsköner!«, geht ihm durch den Kopf. Ihn ärgert, dass manche Leute diesen – und anderen – Schrott einfach zu Kunst erklären. Man muss die Dinge einfach so umdeuten, dass sie einem in den Kram passen!, denkt er. Hässliche Gebäude, zugige Wohnungen, der ruppige Ton, das Versiffte, Verdreckte, Abgewrackte, Pseudocoole – man muss es nur oft genug als jung, hip, schick, trendy bezeichnen, und schon glauben es die Leute und wollen unbedingt in diese Stadt ziehen, wie einem Herdentrieb folgend. Niemand sagt: Berlin ist eine Zumutung! Der Kaiser ist nackt! Stattdessen verklären sie die Hässlichkeit der Stadt und erdulden all ihre Härten, warten monatelang auf einen Kitaplatz oder auf einen Termin bei der Behörde, um einen neuen Pass zu beantragen. Und die ganze Hundescheiße überall!, denkt er. Gehet hin und machet eure Nachbarschaft schön, das müsste man den Berlinern mal mit auf den Weg geben!

Aber wenn er Berlinern so etwas sagt, erntet er selten Zustimmung. Meist erhält er dann mitleidige bis verachtende Blicke. Mit ihrem Umzug nach Berlin wurden die alle einer Gehirnwäsche unterzogen!, denkt er. Einmal äußerte er seine Ansichten gegenüber einer Berliner Freundin, die in – oh-gottohgott! – Kreuzberg lebt. Er schimpfte, die Menschen in Berlin würden, anstatt sich mal zusammenzureißen und die Dinge voranzubringen und schön zu machen, die faule Variante wählen, indem sie einfach nichts tun und den Schrott zum Kult erklären. Sie fand das gar nicht lustig. »Du klingst wie ein verbitterter alter Sack!«, hatte sie ihm geantwortet. »Vielleicht *bist* du ein verbitterter alter Sack! Auf jeden Fall bist du voreingenommen gegenüber Berlin!« Und nach einer kurzen Pause: »Das mit den Hundehaufen ist übrigens viel besser geworden. Das war vielleicht früher mal so.« Und später, als er das Thema längst abgehandelt glaubte: »Wien macht dich wirklich spießig.«

Der Bus hält vor dem Berliner Hauptbahnhof, einem monströsen mehrstöckigen Klotz aus Beton und Glas, in dem die Züge auf mehreren Ebenen ein- und ausfahren. Bis zur Abfahrt hat er noch eine Viertelstunde, er kauft sich zwei Zeitungen, einmal seine Lieblingszeitung (für die Selbstbestätigung und das Vergnügen) und einmal die, in der überwiegend Positionen vertreten sind, die er für rückständig und reaktionär hält (für die Feindbeobachtung, *know your enemy!*).

Als der Zug die Stadt langsam hinter sich lässt, steigt seine Laune merklich. Bei einem freundlichen Mann, der mit dem Wägelchen durch den Zug geht und Getränke und Snacks verkauft, bestellt er einen Tee. Erst als der Verkäufer ihm

einen Pappbecher mit lauwarmem Wasser und einem Teebeutel darin auf den Tisch stellt, erkennt er seinen Fehler. Verdammt, jedes Mal vergesse ich, dass das die schlimmste Brühe der Welt ist, denkt er. Er bestellt gleich noch einen Kaffee dazu, der ist zwar auch nicht prima, aber wenigstens muss er sich, anders als beim Tee, nicht mühsam überwinden, ihn herunterzuschlucken. Bei Kaffee geben sie sich in diesem Land mehr Mühe. Warum nur? Was ist so schwierig daran, die richtige Menge Teeblätter mit Wasser knapp unter dem Siedepunkt zu übergießen und drei bis fünf Minuten ziehen zu lassen?

Er schläft ein. Er träumt von blühenden Landschaften. Felder voller Duftveilchen, Buschwindröschen, Blausternen und Traubenhyazinthen. »Blau ist eine Farbe, die in der Botanik kaum vorkommt!«, liest er im Traum im Internet. Quatsch! Drei der vier genannten Blumen sind blau. Und es gibt noch einige mehr! Bilder von Friedensreich Hundertwasser ziehen an ihm vorbei. Der große Gegner der geraden Linien, der alte Kurvenmaler! »Die Natur kennt keine geraden Linien!«, liest er wieder in einem Post oder Tweet, irgendein selbst ernannter Hundertwasser-Experte meldet sich da zu Wort. In dem Moment fährt er im Traum durch einen dichten Wald. Baum an Baum. Wie mit dem Lineal gezogen ragen sie in den Himmel. Von wegen, die Natur kennt keine geraden Linien! Warum geben die Leute so viel Unsinn von sich? Überhaupt, warum ist es so vielen heute gar nicht peinlich, mit ihrem Unwissen hausieren zu gehen? Warum werden Leute heute für ihre Dummheit nicht nur nicht bestraft, sondern sogar gelobt? Nur weil sie sie besonders laut kund-

sierung der Welt! Ein Herrscher zum Besten der Demokratie!
Ein Kalifat für das Gute!

Noch immer fährt er träumend durch den Wald. Er hört ein Stampfen, als ginge da ein großes Monster oder ein Tyrannosaurus Rex. Die Baumlinien erschüttern, in seinem Kopf wackeln die senkrechten Linien wie bei einem Elektrokardiogramm. Dann plötzlich ein Quietschen, »... fällt dieser Zug wegen eines Schadens an der Bremse leider aus ...«. *Unverständliches Genuschel*. »... müssen Fahrgäste nach Prag hier in Dresden in einen anderen Zug umsteigen, der in Kürze bereitgestellt wird. Weitere Informationen ...« Ein Ruck geht durch seinen Körper.

Jemand klopft ihm sachte auf die Schulter. Es ist der Schaffner, ein kleiner Mann, vielleicht Mitte zwanzig, mit rosigem Gesicht und für sein Alter eindrucksvoll voluminösem Bauch, über dem sich ein Pullunder spannt. »Alle Fahrgäste bitte aussteigen!«, sagt er. Er spricht einen heftigen sächsischen Dialekt. Große Güte, schlimm genug, aber muss man in dieser Sprache auch noch geweckt werden? Noch im Halbschlaf schaut der junge Mann irritiert auf. Der kleine Dicke blickt ihn freundlich an. »Gut geschlafen?«, fragt er und lächelt. »Tut mir leid, dass wir Ihren Schönheitsschlaf unterbrechen müs-

lich. Es sollte aber nicht bedeuten: Ich bin nicht deiner Meinung! Denn das wäre: idiotisch. Und es sollte keine Argumente, keine inhaltliche Auseinandersetzung ersetzen! Wenn man jemanden als idiotisch bezeichnet, was man darf, sollte man, wann immer möglich, die Aspekte benennen, aus denen sich diese individuelle Idiotie zusammensetzt. Zum Beispiel: Diese Leute sind Idioten, sie sind narzisstisch, egozentrisch, unzugänglich für Argumente, unlogisch, besserwisserisch, arrogant, vulgär, niveaulos und so weiter und so fort. Diese Präzisierung macht deutlich, wie man zu seinem Urteil gekommen ist.

sen, aber wir haben ein technisches Problem. Dieser Zug fällt ab hier in Dresden aus. Über Ihre Möglichkeiten zur Weiterfahrt können Sie sich am Bahnsteig informieren.«

Der Mann reibt sich die Augen und seufzt.

Wieder lächelt der Schaffner. »Ich weiß, ist scheiße. Kann ich leider auch nicht ändern. Aber für mich ist es gut, ich darf nämlich Feierabend machen. Ich wohn' in Dresden, und ich gehe jetzt zur ›Pegida«-Demo!«

Der Mann kann ihm inhaltlich nur schwer folgen, so sehr ist er auf den Dialekt fixiert. »Isch wööhn in Dräääsdn«, hört er.

»Sie gehen zu ›Pegida«?, fragt der Mann, nun noch irritierter.

Der Schaffner grinst. »Nein. Ich bin die Gegendemo.«

Der Mann schaut auf seine Uhr. Zwei Stunden sind seit der Abfahrt in Berlin vergangen. Mühsam steht er auf, der Nacken schmerzt, er packt seine Sachen zusammen. Der Gedanke, dass es heute möglicherweise mit dem geliebten böhmischen Essen nichts wird, schmerzt ihn. Er macht sich gefasst darauf, dass er mit mehreren Stunden Verspätung zu Hause ankommen wird.

Am Informationsschalter der Bahn erfährt er, dass er entweder in einer Stunde weiterfahren kann, dafür aber mehrmals umsteigen muss – oder erst in drei Stunden.

Er wählt die Variante ohne Umsteigen. Der Zugbegleiter kommt ihm entgegen. »So, Sie kommen klar?«, fragt er freundlich. Der Mann nickt. »Ja, in drei Stunden geht's weiter.« Der Schaffner grinst. »Kommen Sie doch mit zur ›Pegida«-Gegendemo! Wir können jeden gebrauchen!« Er streckt ihm seine

weiche, etwas feuchte Hand entgegen: »Ich bin Udo! Udo Kaluppke!« Der junge Mann hört: »Üdö Kalübbge«.

Er überlegt. Wie oft hat er sich schon über diese böseartig keifenden und brüllenden Typen aufgeregt, die mit selbstgebastelten Galgen durch die Dresdner Innenstadt gehen? Die Flüchtlingen »Absaufen! Absaufen!« entgegenbrüllen und Affenlaute machen, wenn sie schwarze Menschen sehen? Wie oft hat er ihnen mal so richtig seine Meinung geigen wollen? Was für ein niederträchtiges Volk!, denkt er. »Patrioten gegen die Islamisierung des Abendlands«, ha! Volltrottel! Demonstrieren in einer Region gegen Islamisierung, wo kaum ein Muslim lebt! Man kann, nein, man muss gegen religiösen Extremismus ... Vielleicht ist das ... Also, man könnte doch ... Er denkt nach. »Okay. Ich bin dabei«, sagt er.

Üdö grinst. »Wieder einen gewonnen! Aber wissen Sie was? Auf dem Weg zur Gegendemo gehen wir bei mir vorbei, das liegt auf dem Weg, dann kriegen Sie von mir einen Kaffee, besser als der im Zug! Und ich kann mich schnell noch umziehen!« Er lacht.

Vertrauensseliger Kerl, denkt sich der Mann. Aber freundlich. Der sächsische Dialekt macht ihn immer noch fertig. Und dass ein so junger Mann Udo heißt, findet er auch bemerkenswert. War dieser Name nicht schon ausgestorben? Und nennen nicht manche arroganten Wessis jeden Ossi »Udo«, für »Unser dummer Ossi«?

Nach dem Kaffee in der mit Büchern vollgestopften Zweizimmer-Wohnung Kaluppkes – der Mann hat sich zeitweise Vorwürfe gemacht wegen seiner Vorurteile, denn nie im Leben hat er sich die Wohnung eines Schaffners mit so vielen

Büchern vorgestellt – schlendern sie Richtung Innenstadt, zum Dresdner Neumarkt. Auf dem Weg verschwindet Kaluppke kurz in einer Bäckerei und kommt mit zwei Papptellern wieder, auf denen jeweils ein Kuchenstück und eine Plastikgabel liegen. »Hier, zur Stärkung vor unserer Demo. Eierschecke«, sagt er und grinst und reicht einen Teller an seinen Gast weiter. »Ohne Mampf kein Kampf!«

Der Mann schaut ihn fragend an.

»Kennen Sie nicht?«

Der Mann schüttelt den Kopf.

»Das ist eine sächsische Spezialität. Mit Quark. Probieren Sie mal.«

Der Mann nimmt einen Bissen und nickt anerkennend. »Gut. Sehr gut. Nicht so gut wie Punschkrapfen, aber immerhin.«

»Wie was?«

»Wie Punschkrapfen. Das ist, äh, eine Kuchenspezialität aus Österreich. Esse ich in Wien immer.«

»So, so. Sie mögen also Kuchen?« Er mustert den Mann von oben bis unten. »Sieht man jetzt nicht so.«

»Nein, ich esse nicht gerne Kuchen. Ich esse gerne Punschkrapfen.«

»Ist das mit Alkohol?«, fragt Kaluppke, und als der Mann ihn »Allgöhöhl« sagen hört, verschluckt er sich an seiner Eierschecke.

»Ja, ist es.«

»Ich dachte, Sie wären Muslim.«

Der Mann verschluckt sich erneut.

»Und Sie glauben, Muslime konsumieren keinen Alko-

hol? Überhaupt, wie kommen Sie darauf, ich wäre ein Muslim?«

»Ach, egal. Ich dachte nur ... Ihr Bart ... Egal. War blöd von mir. Entschuldigung.«

»Passt schon.«

Kaluppe schaut den Mann freundlich an.

»Ja, aber was ist das denn genau, ein Punschkrapfen?« Er sagt »Bünschgröbbfn.«

»Das ist, wie gesagt, eine österreichische, wie sagt man ... Mehlspeise. Ein Gebäck. Ein rosafarbener Würfel. Also, ein brauner Kuchenwürfel mit einer rosafarbenen Zuckerglasur. Und im Teig ist viel Alkohol. Ich glaube, Rum. Sozusagen die österreichische Variante der Rumkugel: Früher nahm der Bäcker die Teigreste des Tages, kippte ordentlich Alkohol rein, damit es halbwegs okay schmeckt, und machte ein Gebäck daraus. Resteverwertung mit Rum, wenn man so will. Heutzutage nehmen die keine Teigreste mehr. Hoffe ich jedenfalls.«

»Und das schmeckt?«, fragt Kaluppe.

»Und wie! Ich liebe Punschkrapfen! Dass man das in Deutschland noch nicht entdeckt hat, ist ein Frevel! Und dass man mit Österreich stattdessen die Sachertorte in Verbindung bringt, einen furztrockenen Schokoladenkuchen mit einer homöopathisch dünnen Schicht Aprikosenmarmelade, die man in Österreich Marillenmarmelade nennt, ist ein Riesenmarketingerfolg, aber *never ever* dem Geschmack des Kuchens geschuldet.«

»So?«

»Ja. Sachertorte wird maßlos überschätzt. Wohingegen

Punschkrapfen maßlos unterschätzt werden. Und das Beste: Sie verkörpern die österreichische Seele, wie der Psychologe Erwin Ringel es einmal auf Kärnten bezog: ›Was ist Kärnten? Antwort: Ein Punschkrapferl, außen rosa, innen braun und immer unter Alkohol.«

Kaluppke kichert. »Das ist lustig. Könnte man auch über uns Sachsen sagen.«

»Ja. Später wurde der Witz dem großen österreichischen Schriftsteller Thomas Bernhard zugeschrieben: ›Die Mentalität der Österreicher ist wie ein Punschkrapfen: Außen rot, innen braun und immer ein bisschen betrunken.« Ich habe keine Ahnung, wer sich diesen Spruch ausgedacht hat. Aber auf jeden Fall ist er gut.«

»Ja, sehr«, sagt Kaluppke und nimmt noch eine Gabel von seiner Eierschecke. Zucker klebt in seinen Mundwinkeln, den er nach und nach mit der Zunge entfernt, die aussieht wie ein dicker, feuchter Wurm.

Menschen mit Deutschlandflaggen kommen ihnen entgegen. Manche tragen auch eine rote Flagge mit schwarz-goldenem Kreuz.

»Merkwürdige Reichskriegsflagge«, bemerkt der Mann.

Kaluppke grinst. »Aber das ist doch nicht die Reichskriegsflagge!«

»Sondern?«

»Die ›Pegida‹-Flagge.« Er räuspert sich. Offensichtlich will er zu einer längeren Erklärung ausholen. »Also: Eigentlich ist das die Wirmer-Flagge, benannt nach ihrem Erfinder Josef Wirmer. Ursprünglich war sie ein Symbol des Widerstands gegen Adolf Hitler. Sie sollte nach einem erfolgreichen Atten-

tat auf Hitler durch Claus Schenk Graf von Stauffenberg die neue Nationalflagge werden, weil man nicht zurück zur verhassten Trikolore der Weimarer Republik wollte. Das Attentat ist bekanntlich gescheitert ...«

»Ja, genau, Wolfsschanze, Aktentasche, Bombe, nicht gezündet«, wirft der Mann ein.

»Doch, doch, gezündet schon, aber Hitler und die anderen Anwesenden überlebten«, korrigiert ihn Kalupke. »Die Flagge war dann später, nach Kriegsende und bei der Gründung der Bundesrepublik Deutschland, kurz im Gespräch als Nationalflagge, wurde aber vom Parlamentarischen Rat verworfen und geriet in Vergessenheit. In den Neunzigern wurde sie dann von Rechtsextremisten, Reichsbürgern und sonstigen Idioten wiederentdeckt.«

Der Mann kann einen Lacher nicht unterdrücken, weil Kalupke »Idioten« sagt. Doch der redet unbeirrt weiter.

»Und jetzt benutzt ›Pegida‹ sie. Daher sieht man sie bei deren Demonstrationen so häufig. Sie ist ein neo-konservatives Kampfzeichen, ein Symbol von Rechtspopulisten und Rechtsextremisten.«

»Ich bin beeindruckt«, sagt der Mann. »Woher wissen Sie das alles?«

Kalupke grinst über das ganze Gesicht. »Geschichtsbücher. Und Zeitungen«, antwortet er stolz. »Ich lese gern und viel.«

»Irre: Die Flagge des Widerstands, die für Freiheit und Toleranz stand, wird jetzt von Leuten verwendet, die genau das Gegenteil vertreten. Das ist ja eine komplette Verdrehung! Haben diese Leute denn gar keine historischen Kenntnisse?«

»Ich sag ja: Idioten! Die glauben ernsthaft, diese Flagge stünde für ihre bescheuerte ›Für Führer, Volk und Vaterland!‹-Mentalität. Geschichtswissen hin oder her, Fakten, Tatsachen und wissenschaftliche Erkenntnisse sind denen völlig egal. Die basteln sich ihre eigene Fantasiewelt zurecht.«

Der Mann betrachtet Kaluppke genauer. Er hatte ihn als dick abgespeichert, jetzt korrigiert er sein Bild, denn der Schaffner ist eigentlich gar nicht dick, sondern einfach rundlich, teigig, weich. Auch seine Gesichtszüge sind weich, die Haut blass, an den Wangen gesund rot. Sommersprossen überziehen den Nasenbereich, die rötlichen Haare fallen strubbelig zur Seite. Dieser Mann gefällt ihm.

Von Weitem sind Rufe zu hören, die Worte verwischen zu Tonwolken, dafür ist der Rhythmus der Sprechchöre umso deutlicher: Daaa-da-da-damm! Daaa-da-da-damm! Erst ein paar Minuten später nehmen auch die Worte Kontur an: »Wir sind das Volk!« in Dauerschleife. Unter die Flaggen mischen sich nun auch immer mehr Banner. »Keine Scharia in Europa!«, steht auf einem. »Alibaba und die 40 Dealer! Ausweisung sofort!« auf einem anderen. »Bitte weiterflüchten!«, hält jemand für mitteilenswert, jemand anders »Refutschis go home!« Wie viel Unverständnis und Ignoranz kann man auf einem einzigen Transparent zum Ausdruck bringen?, fragt sich der Mann. Ein Opa, beigefarbene Jacke, beigefarbene kurze Hose, beigefarbene Socken, beigefarbene Sandalen, lässt seine Umwelt per Schild wissen: »Jedem Volk sein Land! Nicht jedem Volk ein Stück Deutschland!« Zwei junge Frauen, schwarze Kleidung, Sonnenbrillen, die eine mit kahlrasiertem Kopf, die andere auf der einen Seite raspelkurze Haare, auf der anderen schul-

terlange, tragen ein Plakat mit der Aufschrift: »Wir vermischen unser Land, es hatte folgende Eigenschaften: Redefreiheit, Pressefreiheit, Demokratie, christländische Abendlandkultur, Sicherheit, Geborgenheit, Solidarität und Anstand, Rechtssicherheit, ungenderisierte & blumige Sprache«. Es steht noch etwas darunter, etwas von »irgendwo sehen« und »bewahren«, aber sie halten es so tief, dass der Mann die letzten Zeilen nicht lesen kann. Dutzende Demonstranten tragen den Spruch »Gegen die Islamisierung Deutschlands!« und »Kein Kalifat in Deutschland!« vor sich her. Von Weitem ist eine Stimme zu hören, jemand spricht offensichtlich auf einer Bühne, aber der Mann und Kaluppke können nicht sehen, wer der Redner ist. »Es ist am Horizont eine neue Möglichkeit aufgegangen! Eine politische Morgenröte. Und es ist eine Lust, zornig zu sein und der Politik die Zähne zu zeigen!«, tönt die Stimme.

Der Mann blickt zu Kaluppke, der unbeirrt auf ein Ziel zusteuert, zur Gegendemo. Er selbst kennt sich in Dresden kaum aus und verlässt sich deshalb auf den Einheimischen. Je mehr Bannerträger ihnen entgegenkommen, je länger er die gebrüllten Worte aus irgendwelchen Lautsprechern und die »Wir sind das Volk!«-Rufe hört, desto stärker fühlt er in sich eine Wut aufsteigen. Eine Urwut, wie er sie noch nie gespürt hat. Etwas Dunkles, Unbändiges, Unkontrollierbares, kein Hass, mehr Verärgerung, auch Entsetzen und Enttäuschung über diese Menschen, aber aus der Tiefe seines Inneren. Er möchte sie anbrüllen, zurechtstutzen, auf ihre unendliche Dummheit hinweisen.

Kaluppke fällt auf, dass der Mann in Gedanken versunken ist und zurückfällt. Er deutet es als Müdigkeit nach der Reise.

»Kommen Sie, wir sind gleich da«, ruft er ihm zu. Um ihn aufzumuntern, zeigt er in Reiseführer-Manier auf ein hübsches Gebäude. »Schauen Sie, das ist die berühmte Semperoper! Kennen Sie bestimmt, oder?« Der Mann betrachtet das Bauwerk. Ein steinernes Monument, das ihm tatsächlich aus einer Bierwerbung bekannt vorkommt. »Ist das nicht die berühmte Dresdner Brauerei?«, fragt er und kichert. Kaluppke scheint das nicht lustig zu finden. Er ignoriert die Frage. Vor der Oper steht eine kleine Bühne, darauf ein Mikrofon, sonst nichts. Menschen sammeln sich vor der Bühne, sie scheinen auf irgendeinen Auftritt zu warten.

Als der junge Mann aber die Bühne sieht, geht er hinauf und setzt sich. Und mehrere Menschen treten zu ihm. Und er tut seinen Mund auf, lehrt sie und spricht: »Selig sind, die da geistlich arm sind; denn ihrer ist das Kalifat.«

Kaluppke steht mit offenem Mund da und starrt den Mann an. Nach ein paar langen Sekunden scheint er sich zu fangen und sagt: »Aber was ...«

Der junge Mann betrachtet jetzt das Mikrofon, das ihm da ins Gesicht ragt, ein Mikrofon wie eine Offenbarung, eine Chance, ein Wunder. Es ist eingeschaltet, seine Worte hallen über den Platz vor der Semperoper. Das Wort »Kalifat« schwebt über der versammelten Menschenmenge. Der Mann pustet ins Mikrofon und klopft mit dem Zeigefinger darauf, um sich zu vergewissern, dass es wirklich eingeschaltet ist. Dass es wirklich seine Worte sind, die er da gerade gehört hat.

»Kommen Sie, lassen Sie uns weitergehen, wir sind gleich da«, drängt Kaluppke und möchte ihn weiterziehen. Aber der Mann hört nicht. Er starrt weiter fasziniert auf das Mikro-

fon. Immer mehr Menschen strömen zur Bühne. Der Mann vor dem Mikrofon scheint sie, obwohl er nur diese wenigen Worte gesagt hat, magisch anzuziehen: eine leuchtende Figur, freundlich lächelnd, mit großen warmen braunen Augen, schwarzen Haaren, kaffeebrauner Haut und einem schwarz-grauen Bart. Er trägt Jeans, ein blaues, kragenloses Hemd, ein bunt besticktes Tuch um den Hals, das ihm wie eine Stola am Körper hängt. An beiden Händen hat er, wie man aus der Ferne nur vermuten kann, einen Ring, jedenfalls funkelt da etwas, man erkennt nicht, ob es Edelsteine sind oder etwas Metallisches. Ein Gemurmeln macht sich breit, die Menschen rätseln, wer dieser »Mann vor der Semperoper« ist, sie sprechen von einem »neuen Politiker«, der »vor der Semperoper Sensationelles verkünden« werde.

Zuerst stehen ein paar Dutzend Leute vor der Bühne. Dann Hunderte. Schließlich Tausende.

»Moin, grüß Gott und Salam Aleikum!«, spricht der Mann ins Mikrofon.

»Pfui!«, ruft einer aus dem Publikum, ein paar »Buuuh!«-Rufe sind zu hören. »Was soll das werden?«, hört er einen Zuschauer fragen. Gelächter. Dann Schweigen. Warten darauf, was er als Nächstes zu sagen hat.

»Ich aber sage euch: Wer seinen Mitmenschen zürnt, ist des Gerichts schuldig; wer aber zu seinen Mitmenschen sagt: Ihr Nichtsnutze!, der ist des Hohen Rats schuldig; wer aber sagt: Ihr Narren!, der ist des höllischen Feuers schuldig!«

Der Mann blickt in ein Meer von Menschen, staunende Gesichter blicken zurück, Frieden liegt in ihrem Antlitz. Die »Wir sind das Volk«-Rufe sind verstummt.

